



# Der Spiegel

für  
Kunst, Eleganz und Mode.

Sechszehnter Jahrgang.

Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiesen's Wittve und S. Rosenthal.

39.

Besth und Ofen, Mittwoch, 17. Mai.

1843.

Frank flint.

„Liebe Emilie,“ sprach Frau Foresight, „es ist für unsern Vortheil durchaus nöthig, daß du in Gegenwart meines Oheims, der uns heute bei Tische mit seiner Gesellschaft beehren wird, hübsch umsichtig bist. Wir haben ihn auf sechs Uhr bestellt, und du kannst dich darauf verlassen, er wird auf die Minute hier eintreffen; ich bitte dich daher, halte dich bereit, ihn zu empfangen. Ziehe dein einfaches Mouffelinnekleid an und trage gar keinen Zierrath; lege dein Haar in Ringeln, nicht à la reine — denn er ist so sehr sonderbar!“ — „Aber, Mama,“ entgegnete Emilie, eine allerliebste, neunzehnjährige Blondine, „ich sehe gar nicht die Nothwendigkeit ein, mich so genau in die lächerlichen Launen dieses Herrn zu schicken. Ich bin versichert, daß Papa in solchen Sachen unabhängig genug ist, und ich wundere mich, daß er die gewohnten Einrichtungen diesem Sonderling zu Liebe umstoßen kann.“ — „Still, mein Kind!“ fiel Frau Foresight ihr ins Wort, „bedenke nur, daß die Wände Ohren haben, und begnüge dich damit, daß wir dafür unsere Gründe haben. Du hast keinen Grund, von irgend Jemandem aus der Gesellschaft eine Bemerkung zu fürchten; denn ich habe nur Herrn und Frau Dumps und ihre Töchter, und unsern Vetter Snooks eingeladen — Leute, welche wir, wie du weißt, leider, von Zeit zu Zeit bei uns sehen müssen, und die in ihrer Art ganz gut sind, obgleich wir sie freilich nicht mit unsern zahlreichen eleganten Bekanntschaften zusammen bringen können.“ — „Ganz gut, Mama,“ antwortete Emilie, die keineswegs durch die politischen Beweggründe ihrer fashionablen Mutter überzeugt war.

Die Familie Foresight bewohnte ein hübsches Haus an der Grenze des aristokratischen Viertels von London, und es war ihr so gut gelungen, sich in die guten Gesellschaften einzudrängen, daß man sie wirklich für „vornehm“ hielt. „Der Rathgeber beim Hofe“, „das Buch der Etiquette“, Chesterfield's „Briefe an meinen Sohn“ waren das vorzüglichste Studium der Eltern, und obgleich alle Briefe gewöhnlich an „Friedrich Foresight, Esq.“ adressirt waren, so gab es doch Leute, die behaupten wollten, er sei

nur Schreiber in einem Magazin, und er usurpire bloß eine Stellung in der Gesellschaft, zu der er durchaus nicht berechtigt sei, und opfere manche wirkliche Bequemlichkeit dem thörichten Wunsche auf, äußerlich zu glänzen. Dem sei, wie ihm wolle, sie schienen angenehme, gut umgängliche Leute, und zuverlässig ist es, daß der Oheim der Frau Forestight, ein reicher Mann, eben erst aus Westindien zurückgekehrt war, und daß beide sich bemühten, ihn auf ihre Seite zu bringen und sich zu Nuze zu machen. Unglücklicher Weise hatten sie mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn Frank Flint war ein mürrischer, wunderlicher, rücksichtsloser und höchst einfacher Mann, der alle fashionablen „Faseln und Unsinn“ haßte, und bei jeder Gelegenheit so geradeaus sprach und so viele sonderliche Begriffe und eigenthümliche Manieren hatte, daß sein nach der Mode zugeschnittener Neffe sammt Nichte glaubten, ihn nicht vor der crême ihres Circels präsentiren zu können.

„Verschwendest du viel Zeit mit solchem Hämmern und Schreien?“ fragte der alte Flint und legte seine Hand auf ein schönes Piano, auf dem ein Musikbuch, eine italienische Sonate aufgeschlagen lag, die damals recht en vogue war. — „Sir!“ rief Emilie aus, und ward feuerroth bis hinter die Ohren, dann, sich wieder sammelnd, fuhr sie fort: „Ich spiele und singe ein wenig.“ — „Kostspielig und unnütz!“ brummte Flint; „bloß eine Falle, um ein Stutzerlein zu fangen; denn kaum verheirathet ist's gleich vergessen. Sagt zu einer Frau, sie soll ein wenig singen oder spielen, dann heißt's immer: Ach, es ist so lange her, seit ich das Instrument zuletzt ansah. Carifari!“ — Emilie lächelte. — „Kannst du einen Pudding machen, kochen, ein Huhn vor schneiden, Strümpfe stopfen, den Fußboden scheuern oder deinem Manne dereinst einen Knopf am Hosenträger annähen?“ — „Ich glaube wohl, daß ich es könnte, wenn ich es versuchte und es durchaus nothwendig wäre,“ antwortete Emilie. — „Lerne,“ setzte Flint kurz hinzu, „erst das Nützliche, dann das Angenehme. Die Erziehung wird jetzt am verkehrten Ende angefangen. Kannst du tanzen?“ — „Ja, Onkel.“ — „Eine gute Übung, der Gesundheit zuträglich. Ich konnte auch ein wenig — Fuß vor, reicht die Hände, mitten durch und wieder herauf! Was meinst du wohl, wenn ich in einem guten alten Country dance \*) mit dir tanzte?“ — „Mir wäre lieber eine Quadrille und . . .“ — „Ein jüngerer Tänzer,“ fiel Flint ein, „ohne Zweifel. Quadrillen kann ich nicht leiden; sie sind französisch, eine steife Ländelei, keine Kraft; taugt nur für gichtische Männer und verkümmerte Wittwen, wenn sie sich in einander vernarren wollen.“ — Emilie lachte.

„Das ist ein gutes Mädchen!“ sprach wohlgefällig der Oheim; „das erste Lachen von einer jungen Dame, seit ich in England bin; ein Lächeln oder Mundverziehen ist Alles, was man von ihnen herauskriegt. Es ist, wie ich glaube, nicht „fashionable“, frischweg zu lachen; und doch sind Kochen und Lachen die beiden eigenthümlichen Kennzeichen des Thieres, das — Mensch genannt wird!“ Der alte Mann hielt inne, und Emilie fürchtete fast, das Stillschweigen zu brechen. „Du hast mich nicht lieb,“ fuhr er plözlich fort. „Beständig an glatte Schmeicheleien gewohnt, kommt dir die Wahrheit dagegen hart und beleidigend vor.“ — „Doch, Onkel, Sie sind mir gar nicht unangenehm, und ich liebe die Wahrheit,“ antwortete kühn das Mädchen. — „So sage mir, was hältst du vom alten Flint?“ Emilie erröthete, als sie, allen ihren Muth aufbietend, sprach: „Ich meine, er ist ein sehr aufrichtiger Mann von sehr sonderbaren Begriffen.“ — „Sehr gut.“ — „Und ich halte es für nicht ganz vernunftmäßig, wenn er begehrt, daß andere Leute sich seinen merkwürdigen Ansichten von dem, was recht sei, fügen sollen.“ — „Weiter.“ — „Er trägt eine Kleidung, die vor fünfzig Jahren Mode war und auffallend ist, weil unter Zehntausend heute nicht Einer sie mehr trägt.“ — „Trägt!“ wiederholte emphatisch der alte Flint. — „Er hat sein Haar zu einem Zopfe zusammen gebunden, während jeder Andere es abgestutzt trägt, und nennt die Mädchen, weil sie sich nicht mehr wie einst ihre Großmütter kleiden, lächerlich, und . . .“ — „Halt, ich bin zufrieden!“ rief Flint lächelnd; dann ergriff er ihre Hand und sprach: „Emilie, du und ich, wir werden gewiß einmal recht gute Freunde werden. Wir wollen fortfahren, einander zu schelten und unsere Fehler aufzusuchen, und

\*) Der alte herkömmliche, früher in England allgemein beliebte Tanz, der den neuern französischen Weisen hat weichen müssen.

es steht alsdann zu erwarten, daß aus dem Wortstreit sich ein gutes Einverständnis entwickelt.“

Frau Foresight war eine Tochter von Flint's Schwester. Er hatte auch noch einen Neffen, seines ältern Bruders Sohn, einen verheiratheten Mann mit sechs Kindern der ein Amt hatte und zufrieden von seinem mäßigen Einkommen lebte, da er nicht, wie seine Nichte und ihr Gemahl, darauf ausging, äußerlich zu glänzen. Er war in Manchem dem alten Flint ähnlich. Als dieser ihn besuchte, hieß er ihn herzlich willkommen; als aber der Anglo-Indianer im Laufe der Unterredung sich darüber äußerte, daß er eine so zahlreiche Familie ernähren müsse, und die Klugheit verlange, daß, bevor man ein eheliches Bündniß eingehe, daran gedacht werde, wie man seine Nachkommen ernähren wolle, antwortete ihm Herr Stephan Flint ganz trocken: „Ich habe gerechnet, Dunkel; und als Beweis, daß ich nicht falsch gerechnet habe, bin ich, Gott sei gedankt, im Stande, mich und meine Familie anständig zu ernähren; ich habe Allen eine gute einfache Erziehung gegeben, die sie in den Stand setzt, für sich selber zu sorgen, wie es auch ihr Vater gethan hat. Ich bin Niemandem einen Pfennig schuldig und begehre keinen Schutz von den Reichen, werde sie auch, so lange mir der Himmel Gesundheit schenkt, nicht nöthig haben. Ich bin noch in meinen besten Jahren und hoffe, sie alle gut versorgt zu sehen.“ — „Ich wünsche morgen bei dir zu essen,“ sprach Flint. — „Sonntag ist der einzige Tag, wo ich einen Besucher annehmen kann,“ war Stephan's Antwort, „und ich lasse nicht Jedermann an meinem Tische sitzen, wie einfach er auch ist; da Sie aber mein Verwandter sind, so wird es mich freuen, Sie bei mir zu sehen. Wir essen um Eins.“ — „Sage Zwei, und ich bin der Deinige,“ sprach Flint. — „Wenn Sie mein Herr auch wären, thät' ich es doch nicht,“ war Stephan's Antwort; „es brächte meine ganze Haushaltung in Unordnung. Ueberdies heißt es, Sie wären ein reicher Mann, und meine Einwilligung in Ihr Verlangen würde für eine Schmeichelei gelten, und ich schmeichle Keinem, bin auch kein Erbschaftsjäger.“ — Der alte Flint schien seinen Mann gefunden zu haben. Einen Augenblick zögerte er, murmelte einige unverständliche Worte, endlich setzte er seinen breitgeränderten weißen Hut, der inwendig grün gefüttert war, auf den Kopf und sprach: „Topp! ich werde pünktlich kommen!“ dann empfahl er sich ohne Weiteres.

„Johanna,“ sprach Stephan zu seiner Frau, „ich glaube gewiß, der alte Knabe will mir mein Haus zum Fenster hinaus-schmeißen, aber das soll er nicht. In meinem Hause bin ich allein Herr, und, zum Kukuk! nicht Reich noch Arm hat hier etwas zu befehlen. Und merke dir's, nur keine Kostspieligkeiten: Rindfleisch, Pudding und Alle. Ich werde mich nicht nach tollen Launen fügen. Oder sollte ich, weil er reich ist, mich lächerlich machen?“ — Der „alte Knabe“ kam, war so zuborkommend, erzählte so viele Anekdoten von Elephanten, Tigerjagden und andern indianischen Vergnügungen, das die Zeit sehr schnell entfloß und man erst spät von einander schied. „Welch ein artiger Mann, wie munter!“ bemerkte Johanna. — „Es geht mit ihm gerade wie mit euch Weibern; es dauert lange, ehe man seinen Mann kennt. Vielleicht spielt der alte Fuchs nur ein falsches Spiel. Aber er soll mir nichts befehlen. Heut über zwei Jahre, wenn die Bekanntschaft so lange dauern sollte, wirst du mehr von ihm erfahren. Jetzt gukt bisweilen noch zu viel vom Nabob hervor, als daß er mir ganz behagte. Wir werden sehen.“ — Stephan Flint liebte aber seinen Dheim, ohne es zu wissen, und fand in der Unterhaltung, die ihm derselbe gewährte, viel Vergnügen.

„Liebe Frau,“ sagte Herr Foresight zu seiner Gattin, „ich habe dir eine unangenehme Nachricht mitzutheilen. Der reiche Dheim, der uns so viele Schreierei gemacht hat und um dessen Günst wir uns mit so vieler Geduld bewarben, ist ein ruinirter Mann. Ich kam heute Morgens an seinem Hause vorbei, an dessen Thür sich ein Anschlagzettel befand. Ich war so bestürzt, daß ich nicht hineingehen konnte; um sicher zu sein, sandte ich Smithers, den ich ermahnte, bei seinen Nachfragen nur recht vorsichtig zu sein. Und was meinst du wohl, was der thörichte, eigensinnige alte Mann angefangen hat? Er hat sein ganzes, mühsam erworbenes Geld in eine nicht existirende Bergwerksgesellschaft gesteckt und ist dadurch unrettbar ruinirt. Es gibt keine West-Waggabon-Eisen- und Kupfergesellschaft, und die Direktion ist gleichfalls etwas Er-dichtetes.“ — Frau Foresight bedeckte ihr Gesicht mit ihren zarten Händen und weinte. Emilie begab sich auf ihr Zimmer, um ungesehen zu weinen; denn sonderbarer Weise

hatte sich zwischen ihr und dem Oheim in der letzten Zeit eine gegenseitige Uebereinstimmung und Achtung entwickelt, die nach und nach zu vertraulicher Freundschaft reifte, und ihr Kummer über diesen traurigen Vorfall kam aus einer ganz andern Quelle, als der ihrer Eltern. Herr und Frau Foresight hielten es fürs Klügste, sich unter diesen betrübenden Verhältnissen verläugnen zu lassen; denn sie empfanden des Oheims Unglück so lebhaft, daß sie seinen Anblick nicht ertragen konnten, weil es ihnen an Mitteln fehlte, ihm Geldhilfe zu bieten — wenigstens diente ihnen dieses zum Vorwande. In wenigen Tagen kam der Alte. „Nicht zu Hause!“ rief er erstaunt, hatte er sie doch immer um diese Stunde zu Hause angetroffen; ehe der Diener eine Sylbe vorbringen konnte, hatte der unwillkommene Besucher seinen Hut an den gewöhnlichen Nagel im Vorhause aufgehängt. „Si, ist denn vielleicht Emilie zu Hause?“ fragte er. — „Fräulein Emilie, Herr?“ sagte der Diener, der über diesen Punkt nicht unterwiesen worden war. „Ich kann's nicht sagen. Vielleicht . . .“ — „Vielleicht! wenn Ihr Zweifel habt, so erkundigt euch und haltet mich nicht so lange auf. Schließt die Wohnstube auf und gebt mir einen Stuhl.“ Verwirrt und halb erschrocken gehorchte der Diener, und sandte die Magd, um Fräulein Emilien zu fragen, ob Fräulein Emilie zu Hause sei. Emilie, die von Natur ein gutmüthiges Mädchen, kam, des alten Mannes Frage selbst zu beantworten. „Vater und Mutter beide aus?“ fragte Flint, ihre Hand fassend. — „Sagte der Bediente so?“ sprach sie erröthend, indem sie versuchte, der unwillkommenen Frage auszuweichen. — „Kein Wort mehr, mein liebes Kind!“ sagte Flint, „ich bin gar nicht hintergangen worden. Sage ihnen nur, wenn du die Güte haben willst, der alte Oheim sei genöthigt, die Ehre vornehmer Besuche abzulehnen, es sei zu kostspielig; seine Verwandten brauchen nicht zu fürchten, daß er ihnen je wegen abgetragener Kleider lästig fallen würde, er habe lang gelebt und werde ferner mit fünfzig Pfund jährlich leben können, und es sei ihm außerdem noch etwas übrig geblieben. Sollte ich jemals einer Kleinigkeit bedürfen, so werde ich nicht anstehen, sie von meiner Freundin Emilie zu begehren.“ — „Oheim,“ rief Emilie schluchzend aus, „ich bedaure Sie und liebe Sie mehr denn je; und wenn all mein Taschengeld Ihnen von Nutzen sein kann, so sollen Sie es haben.“ Dabei drückte sie seine raube Rechte mit solcher Innigkeit und Wärme in der ihrigen, daß es den alten Mann tief zu rühren schien, denn Thränen brachen aus seinen Augen hervor. „Sei nicht närrisch, Mädchen!“ rief er, küßte ihre Stirn und verließ dann plötzlich das Haus.

(Beschluß folgt.)

## Portfolio der Neuigkeiten und Ansichten.

### Mittel gegen Diebe.

Ein französischer Advokat hatte einst den Auftrag drei des Diebstahls angeklagte Männer vor Gericht zu vertheidigen, und er that es so geschickt, daß sie freigesprochen wurden. Nach einiger Zeit, als er nicht mehr an die Sache dachte, erhielt er von seinen drei Klienten einen Besuch, die ihm erklärten, daß sie zwar kein Geld hätten, um ihre Dankbarkeit zu erkennen zu geben, ihm aber dafür einen nützlichen Rath erteilen wollen. „Wünschen Sie, Herr Advokat“, sagte einer der Gefellen, „Ihr Landhaus vor Dieben zu schützen, halten Sie ein kleines Hündchen u. eine Nachtlampe, und Sie können versichert sein, daß kein fremder Dieb es wagen wird, in das Haus zu gehen. Ein des Nachts erleuchtetes Zimmer versetzt den Dieb in Unge-

wisheit, und in der Regel entfernt er sich in solchem Falle. Was die kleinen Hündchen betrifft, so fürchten diese die Spitzbuben mehr als die großen; denn die kleinen Bestien bellen unaufhörlich und fliehen unter die Möbel, wo man sie nicht erwischen kann, während die großen Hunde sich auf die Menschen stürzen und im Kampfe leicht getödtet werden können. Ein großer Hoshund kann auch den Verlockungen eines Stück Fleisches oder Knochens nicht widerstehen, während ein Stubenhündchen verhätschelt und wohlgenährt ist, und seine Nahrung von keinem Fremden annimmt.“ — Der Advokat war gerührt über dieses sonderbare Zutrauen seiner armen Klienten, die ihm die Mysterien der Diebezunft anvertrauten Er theilte diese Offenbarung seinen zahlreichen Freunden mit, und diese sowohl, wie er selbst, haben diesen Rath

seit einer Reihe von Jahren mit dem besten Erfolge benützt.

### Etwas von der Langeweile.

Nur die unglücklichen Leidenschaften sind wahrhaft groß. Gewöhnlich liebt der Mann nicht das Weib, das ihn liebt. Sein Streben, seine Wünsche, sein Gehorsam gelten immer jener, die ihn mißhandelt, erniedrigt, die ihn verachtet und schmäht. Die Alten beteten die Furien, den Krieg, die Pest, den Tod und andere unliebenswürdige Gottheiten an; die Neueren verehren eben so eifrig die Langeweile, die furchtbarer ist als alle anderen Plagegeister zusammen. Diese höllische Göttin hat auf der Erde Tempel, die immer gefüllt sind, Diener, die von Allen verehrt, gehört, gepflegt und bereichert werden. Fast alle Würden, Ehren und Vorrechte fallen den Leuten anheim, die ihre Zeitgenossen langweilen, lange Reden führen, diktirte Bücher schreiben, welche man wegen ihrer Langweiligkeit lieber bewundert, als hört und liest. Sie allein scheinen das Recht zu haben, gehört zu werden, denn man ehrt in ihnen das furchtbare Wesen, dessen Orakel sie verkünden und dessen geheiligte Mysterien sie feiern. Wenn es aber Einem einfällt, mit dem Verstande einige Munterkeit zu verbinden, wenn man das Falsche, Abgeschmackte und Schlechte mit den leichten und doch treffenden Waffen der Ironie und des Sarkasmus angreift, so lächeln die Leute, sie halten den Mann für sehr spaßhaft, sie lesen und hören ihn gern, sehen aber alles, was er sagt, für Wortspiele und Scherze an, kurz, stellen ihn in die Schar der Lustigmacher und Hofnarren.

### Mignon - Zeitung.

B u k a r e s t. Dem. Henriette Carl hat am 13. d. M. ihr erstes Konzert im Theater gegeben. Das Haus war trotz der bedeutend erhöhten Preise so voll, wie es lange bevor nicht gewesen, und ein wüthender Applaus folgte der Künstlerin bei jeder ihrer Gesangsnummern, deren mehrere sie auf stürmisches Verlangen wiederholen mußte. Die öffentliche Meinung ergießt sich auch hier, wie anderwärts, zu ihrem Lobe, und nennt sie eine vollendete Gesangs-, wie dramatische Künstlerin, die durch ihr Spiel, so wie durch den seltenen Umfang und die Kraft ihrer Stimme, welche sie auch im gefühvollsten Cantabile und leiseren Pianissimo ganz zu be-

herrschen weiß, alle Zuhörer bezaubert. Aber nicht nur das ausgezeichnetste Talent, sondern auch das glänzendste Kostume und der reiche echte Schmuck, welchen Dem. Carl besitzt, hat bei der Menge, welche hierorts eine mit solcher Ausstattung reisende Künstlerin noch nicht gesehen, Ueberraschung und Staunen erregt. Demois. Carl hat bereits die Ehre gehabt, einem Abendcerkle bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten, bei dem russischen und bei dem englischen Generalkonsul beizuwohnen, und vom Groß-Spathar (General der walachischen Miliz) zum Diner geladen zu werden. Künftige Woche will Dem. Carl ihr zweites Konzert, und vor ihrer Reise nach Konstantinopel und Athen vielleicht noch ein drittes geben, welche wahrscheinlich noch mehr besucht sein werden als das Erste. (Ihr zweites Konzert gab sie am 20. April.) (Siebenb. Wochenbl.)

P a r i s. Herr D. . . ., Kommiss, ging letzten Sonntag aus dem Theater; als er gegen Mitternacht, in sein Quartier gehen wollte, wurde er von drei Kerlen angepakt, die ihn seiner Börse und Uhr beraubten, u. bei der Ankunft mehrerer Menschen die Flucht ergriffen. Hr. D. . . . ward durch diesen plötzlichen Anfall sehr angegriffen und Einer Derjenigen, die hinzukamen, bot ihm dienstfertig seinen Arm und bestand darauf, ihn bis in sein Zimmer zu begleiten. Hier angelangt, bat diesen Hr. D. . . . sich niederzulassen, während er Zündhölzchen suchen werde, um Licht zu machen. Aber als die Kerze angezündet wurde, war er sehr erstaunt, seinen Mann nicht mehr zu sehen. Dieser war verschwunden, u. nahm ein Gilet, ein Paar Pantalou und einen Rok, die im Zimmer hingen, mit. Hr. D. . . ., der nun ein doppeltes Opfer wurde, versuchte ihn zu verfolgen, allein vergebens.

L o n d o n. Ein gewisser Curtis wurde von dem Tribunal zu Drogheda, wegen eines Mordversuches auf die Person eines Mädchens, zum Tode verurtheilt. An dem zur Hinrichtung bestimmten Tage zog der Verurtheilte, der immerwährend seine Unschuld behauptete, eine große Volksmenge an. Er war bereits an dem Richtplatz angelangt und schon hatte der Scharfrichter ihm die verhängnißvolle Schnur um den Hals gelegt, als sich ein durchdringendes Schreien vernehmen ließ. Es war ein junges, verwirrt aussehendes Weib, das mit lauter Stimme rief: „Tödtet ihn nicht, er ist unschuldig; nur ich allein bin strafbar! Bloß Eifersucht hat mich zu der fürchterlichen Anklage veranlaßt!“

Man wird wohl errathen, daß die junge Person, die diesen kläglichen Ausruf vernahmen ließ, Miß Fische war, dieselbe, um deren willen er verurtheilt wurde. Auf dieses Geschrei suspendirte der Schafrichter sein furchtbares Amt; er hatte die Schnur noch nicht genug zusammengezogen, als daß schon eine Ermürgung erfolgen sollte, und Curtis entglitt zur Erde fallend seinen Händen. Es war aber bloß eine Leiche! Es scheint, daß schon beim Anblick des Galgens und des fatalen Stricks Curtis zu Leben aufgehört habe.

**Etwas von Allen.** Ueber Herrn Brunel erfährt man, daß ihm abermals ein Einschnitt in die Luftröhre gemacht ward, welcher jedoch ein so heftiges Husten hervorrief, daß die Zange nicht gebraucht werden konnte. Man kennt indessen jetzt die genaue Lage des Goldstücks und hält für gewiß, daß es nach einer nöthigen Abänderung in der Form der Zange herausgebracht werden kann.

\* \* Auf dem Observatorium zu Paris ist ein neuer, nur durch das Teleskop sichtbarer Komet zwischen den Sternbildern des Schwans und des Pegasus entdeckt worden. Er erscheint nur als ein Nebelstern in ovaler Form und mit einem Durchmesser von 3 Minuten.

\* \* Der Londoner Verein der Kaffeiers und Speisewirthe hielt am 2. Mai unter Lord Grosvenor's Vorsitze seine sechste Jahresversammlung. Der erste Toast galt dem verstorbenen Patron des Vereins, dem Herzoge von Suffer. Der Vorsitzende erwähnte in seiner Rede unter Andern, daß vor 25 oder 30 Jahren kaum ein einziges Kaffehaus in London war, während man jetzt fast 3000 zähle.

\* \* Die Bibliothek des verstorbenen Dichters Rob. Southey, welche besonders in der spanischen und portugiesischen Literatur eine der ausgezeichnetsten und reichsten ist, traf dieser Tage aus Cumberland, wo Southey wohnte, hier ein und soll von dem Auktionator Sotheby versteigert werden. Southey hatte seine literarischen Schätze insbesondere während seiner Reise in der Halbinsel gesammelt.

\* \* Man schreibt aus Berlin: „Gott sei Dank, die Berliner haben wieder etwas, was sie beschäftigt. Dem Clara Stieh hat ein „Kätzchen“ gespielt und nun streitet man sich in den Zeitungen über das: wie? — Die immer ernster werdende Zeit scheint keinen Einfluß auf Berliner gewinnen zu können. Hier behandelt man noch immer die erbärmlichsten

Theaterlappalien mit der lächerlichsten Ernsthaftigkeit. Berlin wird wohl die letzte Stadt sein, die vernünftig wird.“

\* \* Der verstorbene englische Oberrichter D'Grady saß jüngst in den Carlow = Assisen, über zwei des Straßenraubes angeklagte höchst berühmte Spitzbuben zu Gericht. Zum Erstaunen Aller und der Gefangenen selbst wurden sie von den Geschwornen freigesprochen. Im Begriff, sie zu entlassen, wendete sich der Oberrichter an den Gefängnißwärter mit den Worten: „Sie würden, Herr Murphy, mich äußerst verbinden, wenn sie diese respektablen Herren bis sieben oder halb acht Uhr noch bei sich behalten wollen. Ich werde um fünf Uhr nach Dublin abreisen und möchte gern wenigstens zwei Stunden Vorsprung vor ihnen haben.“

\* \* Man kauft in Texas Länderstrecken an, um Deutsche hinüber zu schaffen; — „und ihr Same zerstreute sich über alle Länder.“

\* \* Die Anzahl der Katholiken in und um London beträgt, wie die Liverpool-Limes behaupten, bereits 230,000 und in der Grafschaft Lancashire allein sollen 260,000 wohnen.

## Lokal-Beitrag.

### Theater.

Deutsches Theater. Am 13. d., zum ersten Male: „Der beste Arzt“, Schauspiel in 4. Akt. von Charlotte Birch-Pfeiffer, Hr. Emil Devrient, Gustav Graf v. Nordheim, zur dreizehnten Gastrolle. Die Verfasserin hat hier ein neues probates Hausmittel für hinsiechende Krankheiten verschrieben, das die ganze medizinische Fakultät zu Schanden macht, nämlich recipe ein Weib, oder vice versa einen Mann und während der Gatte seiner Frau die Kur macht, verursacht sie auch bei ihm eine gute Kur. — Die Haupthandlung ist die: Gustav Graf von Nordheim wird durch eine Schußwunde so krank, daß alle Aerzte ihm nur noch einige Wochen Lebenszeit gönnen — allein der Graf wird durch die Liebe geheilt, ergo wieder ein Mal bewiesen, daß die Liebe der beste Arzt ist. Wir müssen aber gestehen, daß dieser todtkranke, hinwelkende, von den Aerzten aufgegebenen Held des Stückes keine erquickliche Bühnenerscheinung sei, und daß dieses hausbackene Glend des spießbürgerlichen Lebens nicht auf die Bretterwelt gehöre. Auch schlägt die Verfasserin die Alltags-Lendenz sonstiger Schauspiele, u. die Begriffe derselben von glücklicher und unglücklicher Liebe zu Boden; denn wir sehen hier ein Mädchen vier Jahre lang einer Person mit der innigsten Liebe zugethan, und doch bei der Vermählung mit einem Andern sich glücklich fühlen. — Nichtsdestoweniger ist diesem Stücke Bühneneffekt, steigendes Interesse der Handlung u. Spannung nicht ganz abzuspreehen, u. es

ergeht den meisten Werken dieser Bühnenkundigen Dichterin; wie dem Helben dieses Schauspiels: die Kritiker sprechen ihnen zwar das Leben ab, sie erhalten sich aber stets sehr lange. — Hr. Devrient entfaltet wieder sein reiches Kunsttalent auf glänzende Weise. Seelen- u. Körperleiden mußte er meisterhaft zu nanciren und durch Maste und Mimik das Anfangs dahinsinkende, dann wieder auftauchende Leben unvergleichbar zu veranschaulichen. Nur zuweilen schien er uns etwas indisponirt. Mad. Grill gab die Rolle der Sophie, seiner nachherigen Gattin, voll Natur und Wahrheit. Mad. Schenk war, als nefische Zofe, die einzige freundliche Erscheinung in diesem Sentimentalitäts-Wüste. — Von den Herren verdienen die H. H. Hörstel, Berg und Ghten, der sehr verdienstlich und recht wirksam den alten Haushofmeister darstellte, lobende Erwähnung. Herr Devrient ward mehrere Mal stürmisch gerufen.

Sbr.

— Die seit längerer Zeit von unserem Repertoire verschwundene Oper: „Czar und Zimmermann“ kam den 12. d. M. mit theilweise neuer Besetzung wieder zur Aufführung. Herr Stoll gab in derselben den Czar als Gast und der Einbruch, den er durch Ausföhrung dieser Parthie erregte, war gerade kein ungünstiger. Er that nach Maßgabe der Kräfte sein Möglichstes und verstand es, alle jene Gesangsstellen, die abhandlere Mittel erfordern, durch gut angebrachte Accessoiren seiner tüchtig musikalischen Bildung, recht geschickt auszufüllen. Er erhielt Beifall und, wenn mich nicht Alles täuscht — einen Kranz! — Mit vieler Routine und in sehr ansprechender Gesangsweise hörten wir den Zwawow von Hrn. Wolf, und wir nahmen neuerdings die Ueberzeugung mit, daß er für unsere Oper ein glücklicher Zuwachs ist, welches auch das Publikum, bei seinem Erscheinen als neu engagirtes Mitglied, durch lebhaften Beifall zu erkennen gab. — Von echt komischer Wirkung war die Darstellung des Bürgermeisters von Hrn. Rott. Bedenkt man, was für ein gewaltiger Unterschied zwischen der Repräsentation eines „Titus Feuerfuchs“ oder „Weinberk“ u. einer deutschen Buffparthie ist, so müssen wir seine heutige Leistung als eine sehr verdienstliche bezeichnen und den regen Beifall, der ihm zu Theil wurde, als einen in der That verdienten anerkennen. Recht gefühlvoll und mit Ausbruch trug Hr. Stieghelli die Romanze vor, wofür er auch mit einem Applaudissement beehrt wurde. Die ganze Oper ließ übrigens kalt.

Ernesto.

— Den 15. d. M., zum Vortheile und als dritte Gastrolle der Dem. Rosetti: „Linda von Chamouny“, Oper von Donizetti. Wenn sich schon früher diese Oper bei uns mit vollem Rechte einer außergewöhnlichen Beliebtheit erfreute, so ward mit der heutigen Darstellung derselben die allgemeine Zufriedenheit noch weit erhöht. Die liebenswürdige u. anmuthige Veneziantin brachte neues Leben und, wie es scheint, auch neue Arrangements in die Execution einzelner Nummern. Sie sang die Fittelparthie, und wußten wir auch nicht, daß Maestro Donizetti selbst ihr diesen Part einstudirt hat, so könnten wir doch nicht anders als diese Leistung mit vielem Lobe

erwähnen und ihr die Palme des Abends reichen. Das herrliche Duett mit Hrn. Stieghelli im ersten Akt mit Harfen- (hier zum ersten Male mit Gitarren-) Begleitung, sang sie so herrlich, daß sie es zwei Mal wiederholen mußte. Von gleicher Wirkung war das Finale des zweiten Aktes, so wie die Schlussszene. Dem. Rosetti wurde stürmisch empfangen und im Verlaufe der Oper mit rauschendem Beifall ausgezeichnet und mehrmals gerufen. Hr. Wangel zeigte in der Parthie des Pächters, daß er seine schönen Anlagen recht wirksam zu benutzen weiß, und an seiner Ausbildung sehr thätig ist. Er erhielt reichlichen Beifall. Hr. Stieghelli sang den Arthur in sehr befriedigender Weise, und der Verlußt dieses Sängers dürfte für unsere Oper ein fühlbarer werden. Mad. Baum war als Savojardenknabe nicht ohne Verdienst. Hr. Draxler gestaltete seine kleine Parthie als Rektor zu einer sehr wirksamen. Das effektvolle Duo mit Herrn Wangel mußte wiederholt werden. Hr. Baray, als Marquis, sang um etwas besser als er spielte. Chöre und Orchester, unter Schindelmeyers wackerer Leitung, brachten den gewünschten Effekt hervor.

Ernesto.

Nationaltheater. Nachdem Dem. Luzer am 14. die Prinzessin in „Robert der Teufel“ in ungarischer Sprache bei ziemlich vollem Hause und vielem Beifall sang, erschien sie Tags darauf zum letzten Male in einem Akte aus dem „Templario“ und einem aus „Robert“ und hat somit von uns Abschied genommen. Wenn die Künstlerin hinsichtlich der Frequenz ihrer Darstellungen diesmal nicht volle Ursache zur Zufriedenheit haben konnte, so muß ihr doch der gespendete Beifall und die ihr zu Theil gewordenen reichen Auszeichnungen aller Kunstkenner zum Beweise dienen, daß ihre hohe Virtuosität die gerechteste Anerkennung gefunden hat.

Oper Tagstheater. Die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieses neuen Musenhause bewährte sich am 13. d. M. am Besten. Es ward das Birch-Pfeiffer'sche Schauspiel: „Steffen Langer“ gegeben, und obwohl es mit vieler Konsequenz tüchtig regnete, verblieb das zahlreich versammelte Publikum, vollkommen vor Nässe und Luftzügen geschützt, in behaglicher Ruhe im Hause, und die Birch-Pfeiffer'sche Muse konnte es nicht ein Mal bewegen, dasselbe zu verlassen.

— Letzten Sonntag zog wieder das Vaudeville: „Marie, die Tochter des Regiments“ ein solches Publikum an, daß alle Räume dieses herrlichen Hauses überfüllt wurden. In der That wird auch dieses allerliebste Stück trefflich dargestellt, und vorzüglich ist es Dem. Jenny Mey, die das Publikum durch ihre Anmuth und Laune elektrifizirt. Auch die Evolutionen am Schluß bieten ein schönes Schauspiel dar.

Musikalisches. Der berühmte Pianist, Herr Leopold von Mayer, der unlängst in Wien das höchste Aufsehen erregte u. in gewisser Hinsicht sogar Liszt übertroffen haben soll, ist hier angekommen u. gedenkt einige Konzerte zu geben.

Lokalnotizen. Es dürfte den Vaterlandsfreunden nicht uninteressant sein zu erfahren, daß das

einzig, nach dem Leben gemalte Portrait des unlängst verstorbenen Grafen Joseph Desewffy (Vater des unvergesslichen Aurel D.) sich in Pesth befindet und zwar wurde dasselbe von dem rühmlich bekannten Maler Hrn. G. Roth in Kaschau gemalt, und das nun der Künstler in seinem Atelier zu Pesth (Markt-Platz, im Gräflich Strakosky'schen Hause) bereitwillig Jedermann vorzeigt.

— Das renomirte Kaffehaus „zur Kaffequelle“ — wer kennt es nicht? — ist nun an den durch mehrere andere Gasthaus-Etablissements sich vortheilhaft bekannt gemachten Herrn Formaneel übergegangen, welcher jetzt diese Lokalität ganz neu restauriren und mit neuen Comforts versehen ließ. Außer den schönen Kaffe- und Spielzimmern, ist auch der freie Hofraum recht nett und bequem für die Gäste hergerichtet worden, und man genießt daselbst während des Sommers nicht nur die freie reine Luft, sondern es ist auch durch Glasthüren gegen jede Zugluft bestens gesorgt. Uebrigens gute, zuvorkommende Bedienung, viele Zeitungen und Journale in ungarischer, deutscher u. französischer Sprache, treffliche Billards und — was das Vorzüglichste ist — ein köstlicher Kaffee, wie man ihn nur von der „Kaffequelle“ zu erwarten berechtigt ist.

— Wir sind nun auch bei uns mit allerlei Haarwuchs-Mitteln, in Pomaden, Oelen und Bässern, beinahe überschwemmt. Parfumeurs, Galanterie-, Nürnberger-Waaren und Huthändler führen diese Artikel, und die selbgebotenen Mixturen werden dergestalt marktchreierisch angepriesen, daß sogar neulich Jemand mit einem solchen in einer Huthandlung gekauften Oele, seinen abgeschabten Hut zu bestreichen versuchte, in der Meinung, daß die Haare darauf wachsen würden, über welchen satyrischen Einfall der Huthändler etwas lachte. — Diese Mittel, die als englische und französische ausgegeben werden, fabrizirt man hier und in Wien, oder auch in Frankfurt und Düsseldorf. Manchmal sind sie so unschuldig, wie der Düsseldorfer Senf und da kann man mit Heymann Lewy sagen: „Nützt es nichts, so schadet es auch nichts!“ — Aber oft sind sie höchst gefährlicher Natur u. gar Manche können von den üblen Folgen, die dergleichen Quackalbereien angerichtet, gar klägliche Geschichten erzählen. — Will man aber ein Haarmitel gebrauchen, so empfehlen wir das ächte Macassar-Öel des Hrn. Rowland in London, das sich noch am meisten als vortheilhaft wirksam bewährte — aber ächt muß es sein, nicht nachgemacht! (Ist unsers Wissens ganz ächt in Eueff's Handlung „zur Minerva“ zu haben.)

— Frage: Warum gibt es in Pesth so viele überflüssige Laternen? Wenn man des Nachts

durch die Straßen wandert, gewahrt man viele Laternen, die nur des Lurus wegen da zu sein scheinen, denn angezündet werden sie nicht.

**Berichtigung.** Eine der letzten Nummern des „Wanderers“ brachte eine Notiz aus Pesth, worin es heißt, Hr. Gel, vom k. k. Hofopertheater, habe zu seinem, bereits früher mit der Direktion des königl. städtischen Theaters abgeschlossenen Gastspiele da um nicht gelangen können, weil der Unterfertigte seither mit dem k. sächs. Hofschauspieler Hrn. Emil Devrient ein Uebereinkommen getroffen habe, vermöge welchem während seines Gastspieles kein anderer Gast zugelassen werden dürfe. Ohne in eine Erörterung darüber einzugehen, ob jener Pesther Berichterstatter das wahre Sachverhältniß aus Böswilligkeit entstellte, oder sich wirklich im Irrthum befunden habe, sieht sich der Unterfertigte jedoch genöthiget, jener Notiz einige berichtigende Punkte entgegen zu stellen.

1) Der Unterzeichnete hat mit Herrn Gel kein Gastspiel besprochen oder abgeschlossen, sondern dieser Künstler war in Familienangelegenheiten nach Pesth gekommen, und hat nur an den Unterzeichneten die Frage gethan, ob vielleicht bei dieser Gelegenheit ein Gastspiel zu Stande kommen könnte.

2) Die Klausel: daß das Gastspiel des königl. sächs. Hofschauspielers Hrn. Emil Devrient, welcher vertragmäßig wöchentlich vier Rollen begeben hatte, mit keinem andern Gastspiele kollidiren dürfe, besand sich schon ursprünglich unter den, mit diesem ausgezeichneten Künstler festgestellten Bedingungen, und wenn seither, trotz dieses Uebereinkommens, einige Gastspiele auf Engagement Statt fanden, so geschah dies im Einverständnisse mit Hrn. Emil Devrient, der freundlich genug war, in diesen Fällen auf dem Buchstaben des Kontraktes nicht zu bestehen. Pesth, am 14. Mai 1843.

G. Ritter v. Franc.

Direktor des k. städtischen Theaters.

**Berichtigung.** In No. 37 des Spiegels wird bei Gelegenheit des Referats über das neue Tagstheater in Ofen meiner der Art erwähnt, als wäre die Leitung des Baues mir anvertraut gewesen. Da ich aber blos im Sinne und auf Anordnung des königl. Architekten, Herrn v. Sagobdy dabei mitgewirkt habe, so muß ich vorerwähnte Auszeichnung um so mehr von mir ablehnen, da dieser Bau ganz nach dem Plane und unter der Leitung des vorbenannten königl. Architekten ausgeführt worden ist. — Ofen, den 14. Mai 1843.

B. W. Niclas,

Mitglied des k. st. Theaters in Ofen.

Beilage: „Der Schmitterling“, No. 9.

Halbjähriger Preis 4 fl., mit Postversendung 5 fl. — Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. u. postfrei 6 fl. G. M. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Ofen (Fischerstadt, No. 81, nächst der Schiffbrücke), in den Kunsthandl. H. Ehrenreich u. Neumann, G. Miller u. J. Wagner in Pesth u. bei allen k. k. Postämtern.

Ofen, gedruckt in der königl. ung. Untverstaats-Buchdruckerei.